

Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Ein Blick zurück nach vorn

Im Frühjahr 1947 erschien in Baden-Baden, im Zuständigkeitsgebiet der französischen Besatzungsverwaltung, das erste Heft des *Merkur* im eigens dafür gegründeten Verlag Heller und Wegner.¹ Als alleiniger Herausgeber firmierte zunächst Hans Paeschke (1911–1991), ein verhältnismäßig junger, bis dahin nicht exponiert in Erscheinung getretener Publizist, der nach journalistischen Anfängen als Literatur- und Filmkritiker von 1939 bis zu deren Einstellung 1944 als leitender Redakteur der *Neuen Rundschau* gearbeitet und 1946 ein kurzlebiges deutsch-französisches Zeitschriftenprojekt betreut hatte. Mit Heft Nummer sechs, fast ein Jahr später, wurde dann auch Joachim Moras (1902–1961), wie Paeschke literaturbegeistert und glühend frankophil, als gleichberechtigter Herausgeber im Impressum aufgeführt, begleitet von einem kurzen Hinweis, dem zu entnehmen war, dass er offenbar bereits von der ersten Stunde an in dieser Funktion mitgewirkt hatte.

Der Grund für diesen merkwürdigen Zeitversatz ist bis heute nicht eindeutig geklärt. Nicht auszuschließen ist, dass die Kooperation zunächst loser konzipiert gewesen war – Moras war in den beiden ersten Heften als Autor belletristischer Prosa aufgetreten –, sich dann jedoch im Zuge der gemeinsamen Beschäftigung mit dem Projekt intensivierte. Wahrscheinlicher ist allerdings, dass taktische Überlegungen in Hinblick auf eine reibungslose Lizenzierung der neuen Zeitschrift durch die französischen Behörden den Ausschlag dafür gaben, den zweiten Namen zunächst zurückzuhalten. Denn während Paeschke sicher davon ausgehen konnte, als ehemaliger Redakteur einer von den Nationalsozialisten verbotenen Zeitschrift über einen untadeligen politischen Leumund zu verfügen, dürfte sich die Lage bei Moras weniger eindeutig dargestellt haben: Schließlich war dieser von 1932 bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht 1943 bei der doch deutlich anders garteten *Europäischen Revue* beschäftigt gewesen.²

¹ Zur Anfangszeit des *Merkur* vgl. Hans Manfred Bock, *Die fortgesetzte Modernisierung des Konservatismus. Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 1947–1957*. In: Michel Grunewald/Hans Manfred Bock (Hrsg.), *Der Europadiskurs in den Deutschen Zeitschriften (1945–1955)*. Bern: Peter Lang 2001. Die weitere Entwicklung der Zeitschrift hat Karl Heinz Bohrer in seinem Nachruf auf Hans Paeschke (*Merkur*, Nr. 510/511, Sept./Okt. 1991) ausführlich dargestellt.

² Zur Geschichte dieser 1925 im Zeichen der deutsch-französischen Aussöhnung gegründeten, anspruchsvollen Monatsschrift vgl. Guido Müller, *Europäische Gesellschaftsbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg. Das Deutsch-Französische Studienkomitee und der Europäische Kulturbund*. München: Oldenbourg 2005. Die Zeitschrift propagierte zunächst die moderneskeptische, bildungsstolze, parlamentarismuskritische Vision einer gesamteuropäischen konservativen Revolution in dezidiertem Opposition zur Paneuropabewegung. Seit Anfang der

Die äußere Aufmachung des Hefts strahlte kompromisslose Ernsthaftigkeit und konzentrierte Sachorientierung aus. In ihrer formbewussten Schlichtheit charakteristisch für die gehobene Publizistik der Nachkriegszeit, erinnerte sie stark an esoterische Literaturzeitschriften, altphilologische Fachjournale oder akademische Kongressakten. Forciert wurde der Eindruck des hermetisch Elitären durch die vignettenhaft eingesetzte Abbildung einer antiken Münze unter dem Titel, die einen Männerkopf im Profil zeigte, der merkwürdigerweise aber nicht etwa den römischen Gott Merkur, sondern dessen griechischen Vorgänger Hermes darstellte.³ (Als alternativer Name für die neue Zeitschrift soll zunächst in der Tat »Hermes« im Gespräch gewesen sein.) Die Umschlaggestaltung verzichtete ansonsten gänzlich auf illustrative Mittel und beschränkte sich, wie das schon die *Neue Rundschau* gehandhabt hatte, darauf, das Inhaltsverzeichnis mit einfachsten typographischen Mitteln von innen nach außen zu heben. Das war fraglos ebenso Ausdruck des unerschütterlichen Vertrauens, das Herausgeber und Verlag in die magische Anziehungskraft des »Geistigen« setzten, wie die aus heutiger Sicht atemraubend hohe Startauflage von 40 000 Exemplaren, die allerdings bereits ein Jahr später im Zuge der Währungsreform massiv brach, was zu einem ersten Verlagswechsel führte.

Als einziger Farbakzent auf dem Titel standen Name und Heftnummer in hellem Rot vor einer 160 Seiten langen, vollständig bilderlosen, in strenger, kleintypiger Antiqua bei engem Zeilenabstand bis dicht an die Seitenränder gesetzten Textstrecke. Das Spektrum der literarischen Formen, denen man im *Merkur* begegnete, reichte vom Essay über Lyrik, Erzählungen und szenische Dialoge bis hin zu Tagebucheinträgen, Reiseschilderungen, Reden, Briefen, Nachrufen und Rezensionen. Dementsprechend breitgefächert war auch das Themenspektrum. In aller Regel wurden die Beiträge, mal mehr »kontrapunktisch«, mal mehr »leitmotivisch«, wie Paeschke im Alter rückblickend schrieb, nach »musikalischen« Kompositionsprinzipien zusam-

dreißiger Jahre schlug sie dann immer stärker nationalistische Töne an. Nach der Machtergreifung wurde sie schließlich vom Propagandaministerium finanziert und redaktionell gesteuert, da ihr noch immer großes Renommee sie nach Goebbels' Einschätzung zum Sprachrohr für die nationalsozialistische Europaidee im Ausland prädestinierte. Moras, der 1939 vom Schriftleiter zum Mitherausgeber aufstieg, war als Autor eher selten in Erscheinung getreten, hatte sich allerdings 1933 mit einer dezidierten Ergebenheitsadresse an die neuen Machthaber positioniert.

³ Kennern der publizistischen Landschaft der Zwischenkriegszeit dürfte das Erscheinungsbild nur allzu bekannt vorgekommen sein: Schon der *Neue Merkur*, eine von 1914 bis 1916 und dann noch einmal 1919 bis 1925 von dem Publizisten, Literatur- und Theaterkritiker Efraim Frisch (von 1919–1921 zusammen mit Wilhelm Hausenstein) herausgegebene, höchst angesehene Literaturzeitschrift, hatte ihr Titelblatt mit der Vignette eines Porträtkopfs versehen, der durch die charakteristische Flügelkappe allerdings eindeutig als die antike Gottheit Merkur identifizierbar war. Es gehört zu den bis heute nicht restlos aufgeklärten Merkwürdigkeiten der Gründungsgeschichte des *Merkur*, dass dort trotz der unübersehbaren Parallelen in Programm und Erscheinungsbild mit keiner Silbe je von Frischs Zeitschrift die Rede war – und das, obwohl sogar einige ehemalige Autoren des *Neuen Merkur* später für Paeschke und Moras tätig waren.

mengestellt. Im ersten Heft dominierten noch Politik und Zeitgeschichte (*Im Hinblick auf die Atombombe, Die Krankheiten Europas, Verantwortlichkeit des Geistes, Krieg als Straftat*). Mit den folgenden Ausgaben etablierte sich parallel dazu ein zweiter starker Interessenpol im Bereich ästhetisch-literarischer und kulturphilosophischer Fragestellungen. Eigentlich als Monatszeitschrift konzipiert, so erfuhren die Leser auf der inneren Umschlagseite der ersten Hefte, werde die Zeitschrift »in Anbetracht der gegenwärtigen technischen Schwierigkeiten« zunächst erst einmal nur alle zwei Monate erscheinen und zum Preis von drei Reichsmark ausschließlich über den Buchhandel zu beziehen sein: »Wir bitten, von direkten Bestellungen an die Redaktion und den Verlag abzusehen.«

Die Folgen der erwähnten technischen Schwierigkeiten lassen sich gut sechzig Jahre später buchstäblich mit Händen greifen. Die ersten Jahrgänge der Zeitschrift – einzelne Nummern werden hin und wieder antiquarisch angeboten – sind in aller Regel in einem erbarmungswürdigen Zustand. Das billige, ehemals leicht sandfarbene Papier ist, von innen nach außen zunehmend, stark nachgebräunt und hat dabei seine Elastizität nahezu vollständig verloren. Man kann die Hefte noch so vorsichtig durchblättern, ständig läuft man Gefahr, die metallenen Heftklammern ungewollt durch den porösen Papierblock zu stoßen und ihn irreparabel zu beschädigen. Bei manchen Exemplaren ist der Zerfall derart fortgeschritten, dass die Seiten schon bei der flüchtigsten Berührung vom Rand her einreißen, wenn sie nicht gleich kleinteilig splitterig zerfallen.

Der prekäre materielle Zustand zwingt zu einer peinlichen Sorgsamkeit im Umgang mit den Heften, die den historischen Abstand unterschwellig ständig präsent hält und dabei der von Paeschke und Moras ursprünglich intendierten Rezeptionshaltung doch nicht wirklich zuwiderläuft. Die kalkulierte Anmutung vornehmer Strenge, die den Merkur auszeichnete und unmissverständlich signalisierte, dass in seinem Bannkreis Nachlässigkeit nicht geduldet wurde, war schließlich ebenso programmatisch wie die Entscheidung der Herausgeber, die eigene Person im Heft diskret zurückzunehmen. So wie nirgendwo auch nur eine Zeile zu ihrer Vita zu finden war – noch heute ist es gar nicht so einfach, an substantielle biographische Informationen zu gelangen –, traf man ausgesprochen selten auf allgemeine Verlautbarungen zu Politik und Sendung des *Merkur*. Als Autoren waren beide im eigenen Blatt ganze Jahrgänge über nur am Rande oder sogar überhaupt nicht vertreten; auf ein Editorial als feste Bühne für regelmäßige zeremonielle Auftritte, schmissige Leitartikel, politische Weckrufe oder auch nur für moderierende Erläuterungen verzichteten sie ganz.

In Verbindung mit dem puristischen äußeren Erscheinungsbild wirkte diese betonte Zurückhaltung weniger als Ausweis von Bescheidenheit. Sie unterstrich vielmehr eher noch das stolze Selbstverständnis einer Zeitschrift, die sich in ihrem hohen Anspruch des grundsätzlichen Einvernehmens mit ihren Lesern sicher schien, diesen aber zugleich ein Maß an geistiger Souveränität unterstellte, demgegenüber sich jegliche Form gesprächiger Anbie-

derung, geschweige denn ein lehrhafter oder gar missionarischer Gestus von selbst verboten. Es war zu einem erheblichen Grad diese Form der Ansprache auf Augenhöhe, die dem *Merkur* sein charakteristisches Profil verlieh und nicht so sehr die dort bevorzugt behandelten Themen, ja nicht einmal der feste Autorenstamm mit seinen prominenten Namen, der sich nach wenigen Ausgaben zusammengefunden hatte. Ihr prägendster Niederschlag in den Beiträgen selbst war der Wille zu unbedingter Seriosität, der durchgehende, bei weitem nicht immer, aber doch erstaunlich oft eingelöste Anspruch, dass die Texte ihrem jeweiligen Gegenstand artistisch wie auch intellektuell auf höchstem Niveau begegneten.

Hand in Hand damit ging ein gewisser Hang zum Grundsätzlichen oder genauer: ein Verständnis von Aktualität und Relevanz, das, zeitlich wie thematisch, ein Denken in größeren Zusammenhängen anmahnte und mit dem der *Merkur* sich dezidiert von den gängigen Standards der Alltagspublizistik absetzte. Gegen die suggestive Macht des medialen Agendasetting setzten Paeschke und Moras auf die aktualitätserschließende Kraft des Nichtaktuellen: Vom ersten Heft an war das Bemühen spürbar, aktuelle Debatten bevorzugt unter Gesichtspunkten zu verhandeln, die in der kurzatmigen Betriebsamkeit des journalistischen Tagesgeschäfts mit seinen standardisierten Formaten keinen Platz finden. Wer der eigenen Gegenwart gegenüber analytisch auf der Höhe bleiben wolle, so ihr publizistisches Credo, müsse dieser nicht nur so nah, er müsse ihr zugleich so fern wie möglich stehen – weshalb man bei ihnen im selben Heft auf einen Beitrag zu den gegenwärtigen Aussichten einer politischen Neuordnung Europas und gleich anschließend auf eine Diskussion der platonischen Staatslehre treffen konnte.

Es war insofern nur konsequent, dass Heft Nummer eins mit einem kalkulierten Sprung in die Vergangenheit eröffnete und statt eines Geleitworts der Herausgeber einen kurzen Text von Gotthold Ephraim Lessing an den Anfang stellte: »Ich denke nur zu meiner eigenen Belehrung«, hieß es darin: »Befriedigen mich meine Gedanken am Ende, so zerreiße ich das Papier; befriedigen sie mich nicht, so lasse ich es drucken.« Lessing ließ allerdings auch keinen Zweifel daran, dass er seine Gedanken erst recht drucken ließ, wenn ihn die der anderen nicht befriedigten, und so schaltete er sich bereits im nächsten Moment energisch in eine der kritischen Debatten ein, die damals gerade in Christoph Martin Wielands *Teutschem Merkur*, dem Flaggschiff der Literaturzeitschriften der deutschen Aufklärung, ausgetragen wurden. Aus Sicht der unmittelbaren Nachkriegszeit musste der Wielandsche *Merkur* als ideale historische Referenzgröße erscheinen, da er sich die führende Stellung im deutschen Geistesleben seiner Zeit unter ähnlich widrigen Bedingungen hatte erkämpfen müssen: »Unsere besten Schriftsteller, Dichter und Künstler«, so stand es in der Vorrede zum ersten Heft von 1773, »sind durch alle Theile des deutschen Reiches zerstreut, und größtentheils der Vortheile eines nähern Umgangs und einer vertraulichen Mittheilung ihrer Einsichten, Urtheile, Entwürfe u.s.w. beraubt«.

Mit dem *Merkur* des Jahres 1947, so die implizite, aber doch unmissverständliche Botschaft der Herausgeber, sollte nach der »Katastrophe der Kri-

tiklosigkeit des deutschen Geistes« (Paeschke) während des Nationalsozialismus und der erneuten Zersplitterung Deutschlands die identitätsstiftende Tradition eines kämpferischen, aber toleranten, qualitätsbewusst und selbstkritisch argumentierenden, weltanschaulich neutralen, freien und dauerhaften öffentlichen Gedankenaustauschs über alle Bereiche des Lebens wieder aufgenommen werden. Mit dem mittlerweile eher befremdlich anmutenden Begriff des »europäischen Denkens« wiederum verband sich die Hoffnung, das aufklärerische Ideal eines Raisonnements »in weltbürgerlicher Absicht« auf die in vieler Hinsicht problematischen Verhältnisse einer Gegenwart zu übertragen, in der diese Formel nicht nur antiquiert, sondern zugleich lächerlich überzogen gewirkt hätte.

Dass auf Lessings leichtfüßige Vorführung der von Paeschke und Moras geforderten »kritischen Selbstbesinnung und Selbstbestimmung« ausgerechnet ein Essay von Rudolf Kassner folgte, wies auf eine latente Spannung zwischen programmatischer Vision und publizistischer Wirklichkeit hin, die den *Mercur* noch einige Jahre begleiten sollte. Kassner, der sowohl für die *Europäische Revue* als auch für die *Neue Rundschau* tätig gewesen war, hatte seine größte Wirksamkeit, aber auch seine luzidesten Momente als Schriftsteller und Kulturphilosoph zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Dunstkreis des geistesaristokratischen Konservativismus Hofmannsthalscher Prägung erlebt. Mittlerweile ging er auf die siebzig zu und war in seinem notorischen Allzuständigkeitswahn dem Hang zum monologischen Schwadronieren erlegen. Seine langatmig umständlichen, ziellos mäandernden Reflexionen unter dem großtönenden Titel *Im Hinblick auf die Atombombe* boten eine schwer verdauliche Mixtur aus hohlem Pathos und pompösem Wortgelingel Spenglerscher Provenienz (»Jahrhundert des Individualismus«, »das Faustische«, »letzte Fragen der Form«, »Kollektivmensch«) und damit so ziemlich das genaue Gegenteil dessen, wofür Lessing zuvor einzustehen gehabt hatte. Aus der distanzierten Vogelschau eines sich selbstverliebt als »abendländisch« feiernden, vermeintlich zeitlos gültige Einsichten verbürgenden Denkens blickte Kassner indigniert auf das Jammertal einer Moderne herab, angesichts deren Zerrissenheit er sich wortreich sprachlos zeigte. Das Resultat der majestätischen Meisterdenkerpose war ein geistiges Sfumato, dem jegliche Konturen ineinander verschwammen und das deshalb zu keinerlei Erkenntnisgewinn führte – und im Hinblick auf die Atombombe schon gar nicht.

Mit der selbstgewissen Überzeugung, vom Höhenkamm der Hochkultur aus eine autoritative Gesamtdeutung des menschlichen Daseins vorlegen zu können, ohne sich dabei auf die politischen, juristischen oder auch ökonomischen Auseinandersetzungen des Tages näher einlassen oder für seine Thesen gar empirische Belege vorweisen zu müssen, stand Kassner unter den Autoren der ersten Stunde nicht allein. Gerade die kulturphilosophischen und zeitdiagnostischen Beiträge der Zeitschrift boten zwar einerseits häufig staunenswerte Leistungsschauen umfassender Bildung und Belesenheit, zielten dabei aber auch gern mit ähnlicher globalhermeneutischer Verwegenheit

über Jahrhunderte europäischer Geistesgeschichte hinweg ins geistig Vage, wo sie sich dann in der Regel zwischen Goethe, Dante und Homer im humanistischen Irgendwo verloren. Das gilt tendenziell ebenso für die literarischen Beiträge des *Merkur*. Auch sie verrieten – zumindest gilt das für die Anfangsjahre – eine unheilvolle Neigung, Mensch und Welt bevorzugt sub specie aeternitatis zu betrachten, was sich unter anderem in einem ins Präzise abgleitenden, antiquarischen Ton niederschlug, der im emphatischen Sinne poetisch gemeint war (»Der Schreck, sagt sie, und ich gedenke der Träne, die ich in ihren Lidern gewahrte, als ich nach meinem Sturz die Augen aufschlug«), in Wahrheit jedoch eine dichterische Ergriffenheit vorführte, die vor allem von sich selbst ergriffen war.

Kein Wunder, dass Herausgeber und Autoren sich von Beginn an wieder und wieder mit dem Vorwurf konfrontiert sahen, im »Elfenbeinturm der Kultur und des Geistes« eine weltentrückte intellektuelle Wellnessoase zu betreiben. »Mit den ›Niederungen‹ der Politik wollte das Redaktionsteam zunächst nichts zu tun haben«, hieß es zuletzt vor wenigen Jahren in einer historischen Rückschau auf die deutsche Zeitschriftenlandschaft der Nachkriegszeit, die für den *Merkur* zu dem wenig schmeichelhaften Resümee gelangte: »Die Konzeption der Zeitschrift, nach der es notwendig war, Abstand von der Realität zu nehmen, um diese erkennen zu können, bestätigt die These vom ›Eskapismus‹, d.h. die Flucht von Teilen der deutschen Intelligenz in die Welt des Abstrakten.«⁴

Wäre das publizistische Profil der frühen Jahre mit dieser Feststellung auch schon erschöpfend ausgelotet, es böte sich in der Tat eine nur mäßig erfreuliche Bilanz. Doch so gewiss der Vorwurf an einen problematischen Punkt rührt, so wenig wird er doch der Geschichte als Ganzer gerecht. Die andere Seite freilich wird in dem Moment unsichtbar, in dem man das bewusste Unterlaufen der gängigen publizistischen Relevanzhierarchien eindimensional als geistesaristokratische Aversion gegen die Berührung mit dem handgreiflich Politischen interpretiert. Das aber ist bestenfalls ein Randaspekt. Tatsächlich war das von Paeschke und Moras propagierte Ethos der Distanz in erster Linie Ausdruck eines pragmatischen Skeptizismus, der der Einsicht Rechnung tragen sollte, dass sich in einer ideologiemüden, pluralistischen Gesellschaft auf keinen Wertkonsens mehr fraglos bauen lässt, egal ob es um politische, weltanschaulich philosophische oder auch ästhetische Fragen geht.⁵ Aus diesem Grund, und nicht um eines vermeintlichen Kults geistiger Vornehmheit willen, gehört seit den Gründungstagen zu den unausgesprochenen Leitsätzen des *Merkur*, nach Möglichkeit die gesamte Spannweite intellektueller, ethischer, politischer und künstlerischer Haltungen und Zugänge zur menschlichen Lebenswelt in den Blick zu nehmen und zwar auch und gerade die abstraktesten, voraussetzungsreichsten, spekula-

⁴ Alessandra Ferretti, *Das geistige Grundgesetz. Linke Zeitschriftenkultur im Nachkriegsdeutschland*. In: *Die Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte*, Nr. 7/8, 2004.

⁵ Vgl. Hans Paeschke im *Merkur*, Nr. 100, Juni 1956.

tivsten. Dass sich dabei Grundsatzdiskussionen nicht immer vermeiden lassen, liegt in der Natur der Sache.

Das Bild vom Rückzug in den Elfenbeinturm verfehlt aber nicht nur den Kern des publizistischen Ethos der Zeitschrift, es dokumentiert zugleich erstaunlich wenig Vertrautheit mit dem Material oder doch zumindest einen problematischen Hang zu selektiver Lektüre. Tatsächlich war das Heft auch während der ersten Jahrgänge über weite Strecken deutlich weniger weltentrückt und gegen Aktualität imprägniert, als sein hermetischer Auftritt es nach außen kommunizierte. Das gilt nicht nur für die kürzeren und informelleren Texte im hinteren Teil, die, in der Tradition des Wielandschen *Merkur*, eine Chronik der wichtigsten politischen Ereignisse und Debatten in Europa boten. Es gilt bemerkenswerterweise auch dort, wo es um sehr grundsätzliche Fragestellungen ging.

Das wohl bestechendste Beispiel dafür sind die angenehm unaufgeregten und gründlich argumentierenden Beiträge Jürgen von Kempskis (1910–1998), der zu den vielseitigsten, produktivsten und konzisesten Autoren der Anfangszeit gehörte und bis Anfang der achtziger Jahre regelmäßig für den *Merkur* schrieb. Der studierte Philosoph, Jurist, Mathematiker und Volkswirtschaftler, der zunächst ohne akademischen Abschluss geblieben war, promovierte erst 1951 bei Adorno und brachte es danach in fortgeschrittenem Alter auf Umwegen noch zu einer moderaten Universitätskarriere. Er hatte während des Krieges als Referent für Völkerrecht eines regimenahen Instituts für Politikforschung gearbeitet, ohne sich dabei allerdings selbst mit nazistischem Gedankengut zu exponieren, sowie gelegentlich für den von Moras geleiteten Kulturteil der *Europäischen Revue* geschrieben.

Zum ersten Heft des *Merkur* trug er den Text bei, der sich inhaltlich wie formal am deutlichsten von der larmoyanten Kulturkritik à la Kassner abhob und den man nicht zuletzt deshalb noch heute auch ohne zeitgeschichtliches Spezialinteresse mit Gewinn lesen kann. Unter dem knappen Titel *Krieg als Straftat* diskutierte Kempski über dreizehn Seiten hinweg für juristische Laien klar und fassbar formuliert, dabei aber auf einem Reflexionsniveau, das den Vergleich mit Fachdebatten nicht zu scheuen brauchte, eine so simple wie brisante rechtstheoretische Grundsatzfrage: Wurde in den Nürnberger Prozessen, die wenige Monate zuvor zu Ende gegangen waren und in denen sich die Angeklagten unter anderem wegen des Vorwurfs der »Planung, Vorbereitung, Einleitung oder Führung eines Angriffskriegs« hatten verantworten müssen, gegen den Rechtssatz »nulla poena sine lege« verstoßen? War es also rechtens, dass der Tatbestand »Angriffskrieg« überhaupt Gegenstand eines juristischen Prozesses geworden war? Entsprach das Verfahren den Regularien des Völkerrechts oder nicht?

Kempski stellte keineswegs infrage, dass die Anklage moralisch legitimiert war, ja er trug seinerseits eine naturrechtliche Interpretation vor, die darauf abzielte, die moralische Intuition mit der juristischen zu versöhnen. Aber das ist nicht der entscheidende Punkt. Entscheidend ist, dass er zunächst einmal darauf bestand, noch dazu gerade in einem Fall, in dem die Versuchung groß

ist, gerechte Empörung über juristische Formalia zu stellen, eine saubere Trennlinie zwischen den beiden Bereichen zu ziehen – und zwar ohne dass das Ergebnis bereits vorab feststehen darf. Entscheidend deshalb, weil es eine publizistische Haltung dokumentiert, der die Entschiedenheit des Urteils nicht aus der Sicherheit unbefragter Wertprämissen oder aus dem Zwang zu leitartikeltauglicher Zuspitzung erwächst, sondern aus einer präzisen Fragestellung, umfassender Sachkenntnis und nicht zuletzt aus dem Willen, den Widerspruch gegen die eigene Position ernsthaft mitzureflekieren.

Es war in erheblichem Maße diese Haltung, die die Zeitschrift fünfundsechzig Jahre lang geprägt und ihr ihre unverwechselbare Identität verliehen hat, weshalb jeder neue Herausgeber sicher gut beraten ist, entschieden daran anzuknüpfen. Der *Merkur* muss also nicht neu erfunden werden. Will er auch in Zukunft seinen eigenen Ansprüchen genügen, muss die Mischung unterschiedlicher Themen und Standpunkte, theoretischer Zugriffe, sprachlicher Register und literarischer Stimmlagen allerdings kontinuierlich neu justiert werden, zumal die politischen, sozialen und kulturellen Frontstellungen heute weniger übersichtlich sind denn je. Die Idee, im ersten Heft unter neuer Leitung mit einem Schwerpunkt zu Europa zu beginnen, erschien dabei aus zwei Gründen reizvoll. Zum einen, weil damit unter gänzlich veränderten Rahmenbedingungen Fragen wiederaufgenommen werden konnten, die bereits die Autoren der ersten Hefte beschäftigten. Zum anderen, weil die Debatten um die politische, wirtschaftliche und kulturelle Identität und Zukunft Europas in den vergangenen Monaten bis zum Überdruß gezeigt haben, dass sich im erschöpfenden Dauerfeuer des medialen Betriebs mit seinen zwanghaften Mechanismen der Selbstverstärkung zwar ideale Biotopie für Erbauungsprosa, Kanzelreden, Besserwisserei und Alarismus ausbilden, die eigentlich wichtigen Fragen dabei aber im selben Maße aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwinden, in dem sie vermeintlich ständig präsent gehalten werden.